

Wenn das Kind aus dem Haus geht



Für tina-Redakteurin Claudia Reshöft (49) und ihre Tochter fängt jetzt ein neues Leben an

Dass dieser Tag kommen würde, wusste ich. Jetzt ist sie weg.

Ich weiß, ich werde sie weiterhin sehen.

Aber mir ist zum Heulen zumute.

Text: Claudia Reshöft Fotos: Michael Müller

Meine Tochter ist für sieben Monate in London, danach zieht sie aus. Vor zwei Wochen habe ich sie am Flughafen verabschiedet. Als sie durch die Sicherheitskontrolle ging, war es, als würde sich hinter ihr die Pforte zu einem neuen Leben schließen. Eines, zu dem ich keinen Zutritt habe. Die Tränen kullerten – bei ihr, ihrem Freund. Und auch bei mir.

Dabei hatte ich nun wahrhaftig genügend Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen. Daran, dass sie aus dem Haus geht. Und zwar von dem Augenblick an, als sie laufen lernte. Das ist achtzehn Jahre her.

Ich erinnere mich gut daran, wie die kleinen Fäustchen an meinen Händen Halt suchten, während die kurzen Beinchen noch tastend in der Luft ruderten. Irgendwann setzte sie ihre Füße sicherer auf, Mamas Hände jetzt fest umfasst. Dann kam der Tag, an dem ich den Griff vorsichtig lockerte und schließlich losließ. Sie wankte zwei, drei Schritte – und fiel um. Nach einer Woche schon wackelte sie wie ein Pinguin allein durch die Wohnung. Seither kann keiner sie mehr aufhalten.

Zu Hause räumte ich die Teebecher weg. Ihren, mit Rosen und Ranken. Und meinen. Der, den sie mir vor sieben Jahren zum Geburtstag geschenkt hat. Darauf steht „Home is where the heart can bloom“ – Heimat ist, wo das Herz aufblüht. In diesem Moment las ich darin mehr als nur eine Poesie-Album-Weisheit. Und fühlte mich plötzlich heimatlos.

Zuerst hielt ich ihre Zimmertür geschlossen. Und tat so, als wäre sie nur mal eben ein Wochenende verreist. Nur bloß nicht wieder heulen. Nur nicht diese Leere spüren. So wie meine Schwestern, als deren Kinder aus dem Haus gingen.

Auf der Hochzeit einer Freundin verriet mir die Brautmutter, sie glaubte noch heute zu Hause die Schritte ihrer Tochter zu hören. „Manchmal denke ich, gleich dreht sich der Schlüssel im Schloss, und Rebecca kommt zur Tür rein“, sagte sie. Dazu muss man wissen: Ihre Tochter Rebecca ist 33 und schon seit elf Jahren aus dem Haus.

Ob das tatsächlich ewig so weitergeht? Dieses Vermissen, das Sehnen, das Sorgen?

Früher konnte ich nie verstehen, wenn jemand behauptete: „Da geht ein Teil von mir.“ Heute weiß ich, was gemeint ist. Mit meiner Tochter geht auch ein Teil von mir. Der, um den ich mich besonders gern, aufmerksam und mit echter Hingabe gekümmert habe. Und jetzt? Ist da Stille, Leere, Einsamkeit. Sie fehlt.

Mittwochabend war unser Abend.

Erst quatschen, dann rein in die Schluffhosen, rauf auf die Couch – „Grey’s Anato-

my“ und „Private Practice“ gucken. Pünktlich zum Vorspann stießen wir mit einem Pfirsich-Cocktail an. Dazu gab es Sushi aus der Hand. Jetzt schaue ich ihre Lieblingsserien allein. Eigentlich nur noch, weil ich versprochen habe, sie per E-Mail auf dem Laufenden zu halten.

Wir hatten all die Jahre – ja, sogar in der berühmtesten Pubertät – ein entspanntes, richtig schönes Verhältnis. Dafür bin ich dankbar. Für ihr Vertrauen, ihre Zuverlässigkeit, für ihr sonniges Lachen. Aber ich war beleidigt, als sie nicht mehr mich, sondern Jessi, Alex, Dany oder Leonie um Rat fragte. Und ich wurde rasend vor Sorge, wenn mein wortkarger Teenager sich mit Trauermiene im Zimmer verschanzte und auf die Frage: „Hey, Mucki, was ist denn los?“ mit „Nichts“ antwortete. Eines dieser „Nichts“, in denen der Kummer dieser Welt geborgen liegt.

Anfangs hakte ich noch nach, „Aber ich

Jetzt muss ich mich, verflüxt noch mal, um mich selbst kümmern

Das Loslassen fiel mir leicht. Damals, nach ihren ersten Schritten. Warum fällt es mir dann heute nur so schwer?

Weil sie mich nicht mehr braucht. Ja, so ist das. Man muss den Tatsachen ins Auge blicken. Jetzt habe ich die verflüxt Aufgabe, mich um mich selbst zu kümmern, statt um sie. Dabei war das doch so schön. Ich durfte mich wichtig fühlen. Und unverzichtbar.

Wohin soll ich jetzt bloß mit meinen tollen Ratschlägen? Mit meiner Zeit, meinem Überschuss an Fürsorge?

Vielleicht verschwende ich sie einfach mal an mich. Und an meine Mutter. Die freut sich bestimmt. Schließlich habe ich sie vor über dreißig Jahren ja auch verlassen. Und mittlerweile weiß ich ja, wie sich so etwas anfühlt.

Im Übrigen kann ich jetzt alles tun, wozu ich Lust habe. Ab sofort bekoche ich – so

wie früher – einmal im Monat meine guten Freunde. Ich gehe sonntags schon um sieben in die Pilze, statt mit dem Frühstück zu warten, bis mein Teenager ausgeschlafen hat. Ich werde mich endlich wieder aufs Pferd setzen und einen Westernreitkurs machen. Wer weiß, vielleicht schaffe ich mir sogar noch einen netten Mann an. Platz wäre ja jetzt auf der Couch.

Ja, ich werde meinem Leben eine neue Richtung geben, einen anderen Sinn als den, für meine Tochter da zu sein.

Sie hat mir gezeigt, wie das geht. Das eigene Leben

in die Hand zu nehmen – eines voller Hoffnung, Träume und neuer Ziele. Und es marschiert sich tatsächlich leichter, wenn man den Druck, es den Eltern – oder auch den Kindern – recht machen zu müssen, hinter sich lassen kann.

Die neue Freiheit fühlt sich gut an – bei aller Wehmut und allem Vermissen. Weil auch ich jetzt weiß, wo es langgeht.

Aber wenn meine Tochter zurück ist und mal wieder bei mir übernachtet, dann koche ich für sie ihre Leib- und Magenspeise: Schmorgrüben mit Hackbällchen – so wie eben nur Mutti sie kann. ■



Kuschel-Schaf „Heribertchen“ ist verwaist und bekommt jetzt einen Ehrenplatz – zumindest so lange auch er allein ist

sehe dir doch an, dass was ist.“ Die Antwort war ein ungeduldiges: „Nein, ich sag doch, es ist nichts.“ So als sei ich begriffsstutzig. Dazu passt, dass sie mich seit einem halben Jahr „Mutti“ statt Mama nennt. Wahrscheinlich hat meine Tochter recht.

Pubertät ist, wenn die Eltern schwierig werden, heißt es. Ich bin überzeugt: Manchmal werden sie sogar lästig.

Wie oft habe ich mein Kind genervt mit meiner Besserwisserei und Kümmerei. Und das obwohl ich wusste, sie hat ihr Leben selbst ganz gut im Griff. Aber was der Kopf weiß und so ein Mutterherz fühlt, ist eben doch oft zweierlei.